

Verkehrstechnische Zukunftsmusik auf das Jahr 1939 nebst anschließendem Moral-Schwänzen

Wenn das Jahr sich hat geendet
wird der Blick mal rückgewendet.
Teils noch kritisch, teils zufrieden
steht man, was es hat beschieden,
und das Fazit heißt dabei:
Na, wir schafften allerlei!

Doch beim Streben und beim Hoffen
bleibt noch manche Frage offen,
wie ja denn auch unsre Stadt
manche dunkle Punkte hat.
Diese werden nun, das weiß ich,
anno neunzehn-neununddreißig
kurz und gut mit Mut und Kraft
abgetan und abgeschafft
Was man plant, sei hier berichtet:
frech gereimt — ist halb gedichtet.
Oben man's im Bilde schaut:
frech gemalt — ist halb gebaut.

Erstens: im Verkehrsgewühle
wird die alte Kaffeemühle —
Börsenbrücke heißt sie jetzt —
durch ein neues Werk ersetzt.
Größer, schöner, dreimal breiter,
schnell zu öffnen und soweiler
wird sie Mann und Kof und Wagen
über unsre Dange tragen.
Doch fährt mal ein Schiff vorbei,
ist auch dies uns einerlei:
Niemand braucht dann mehr zu lauern,
brummend an dem Bollwerk lauern,
denn, so lautet der Beschluss,
daß ein Tunnel unterm Fluß
beide Ufer binden muß.
Et, wir gehen froh und heiter
ruhig unterm Wasser weiter,
und kein noch so großer Kahn
stört mehr unsrer Schritte Bahn.

Zweitens: eh' wir uns besonnen
hat die Sonne Kraft gewonnen,
und der Sandtrug, den indessen
wir beinahe ganz vergessen,
fängt nun freudlichst an, zum Baden
wieder lächelnd einzuladen.
Aber keiner muß dann warten
bis die Sandtrugfähren starten.
Ueber unsres Hafes Wogen
spannt ein mächtiger Brückenbogen
seine Arme stolz und kühn,
und wir wandeln drüber hin,
Auch in frostdurchwehten Wintern
kann das Eis niemanden hindern:
Fischer'smann, samt Pferd und Frau,
trägt der stolze Brückenbau
stadtwärts von der Dünen Kuppe,
und der Schackart' ist ihm Schnuppe.

Drittens dient dem Verkehre
und der Handelsstadt zur Ehre —
daß sie munter weiter wachse —
eine neue große Achse:
als Verlängerung unsrer „Linden“
wird sie künftig sein zu finden
in der Richtung Ost nach West,
wo sie freie Durchfahrt läßt,
bis sie mündet dann am Ende
in des Hafens Kai-Gelände.
Und am neuen Dampfboothaus
der Verkehr vorüberbraust.

Viertens dann: im nächsten Sommer
schwindet noch ein weiterer Kommer.
Wer nach nordwärts aus der Stadt
sich bisher begeben tat
(Richtung Chaussee Nimmerlat),
diesen hat es oft verdrossen,
daß die Schranke war geschlossen.
Und so stand er denn davor,
wie die Kuh vorm neuen Tor,
bis der Zug vorbeipassiert
oder bis man aus-rangiert.
Jetzt zieht man den Schienenstrang
hier auf einer Brücke lang
und die Straße drunter weg:
zwei Etagen über Kreuz!
So kommt jeder schnell vom Fleck
und, wer sowas sieht, den freut's.

Fünftens wird in nächsten Wochen
all das Alte abgebrochen,
was verhußelt, klein und trumm
in der Hauptstraße steht herum.
Prost mit Punsch, daß mächtig wachse
hier von Nord nach Süd die Achse!
Daß erneut, verschönt, verbreitert,
aufgeschloffen und erweitert
sich die „Libauer“ uns zeige
bis zur nächsten Jahreszeige!

(Sechstens — dieses nur in Klammern —
tät's den Stadtrat mächtig jammern,
weil die See, für die man schwärmt,
nur so langsam sich erwärmt,
daß im Mai, an Raf' und Ohren,
Zeh'n und Händen blaugefroren,
jeder, der da baden geht,
hubbernd noch im Wasser steht,
während rings die Welt schon mild
und von warmem Hauch erfüllt.
Diesen Mißstand zu beheben
fördernd so das BADELEBEN,
wird ein See-Heizwerk erricht'.
Ob es wahr ist, weiß ich nicht.)

Siebtens sei noch gesagt,
daß, wer übers Pflaster klagt,
übers Rahenköpfchumpeln,
über Staub und Wagenrumpeln,
daß auch der sich bald wird freuen,
wandelt er erit auf dem neuen
glatten, sam'tnen Guckalphalt,
der allüberall sich bald —
selbst auch in den kleinsten Straßen —
wird gebührend loben lassen.

Leute! Na, mit Recht und Fug
denke ich, das wär' genug!
Ja, man ist schon ziemlich fleißig
neunzehnhundertneununddreißig,
wenn man das, was hier bedichtet,
alles richtig ausgerichtet!

Einer lächelt, spöttlich-stumm,
brummt: „Berehrtes Publikum,
wenn ich da was sagen soll:
Phantasieen! Reichlich doll!
Pläne, so in-mäßig Jahren!
Lernt erst richtig geh'n und fahren,
lernt die Straßen überschreiten,
rechts und links zu unterscheiden,
lernt die Augen offenhalten,
laßt nur rechte Ordnung walten,
lernt die Regeln des Verkehrs
und um Vieles besser wär's
ohne Phantasie, das weiß ich,
anno neunzehn-neununddreißig!“ C. P.

Filmschauspieler erzählen von Glück und Pech...

Nawohl, zum Jahreswechsel gehört seit
altersher ein bißchen Aberglaube, und gerade die
Künstler von Bühne und Film betonen sich
lächelnd zu ihm.

Ida Wüst: Bringen Schornsteinfeger Glück?

Gesetzt den Fall, es geht einer her und legt seinen
Hut auf dein Bett und stellt seine Schuhe auf dein
Tisch — was machst du dann? Nun, es gibt zwei
Möglichkeiten. Entweder wirfst du ihm Hut und
Schuhe an den Kopf, nicht zu vergessen auch das Wort
„Altes Efel“. Oder du sagst: „Nimm bitte die Sa-
chen da weg; du weißt, ich bin abergläubisch...“
Güte und Schube, an den falschen Platz gelegt, brin-
gen nämlich angeblich Unglück. Und es ist das Feine
am Aberglauben, daß er sich manchmal höflicher
äußert als die raube Wirklichkeit! Je mehr freund-
licher Aberglauben in kleinen Dingen des Alltags,
desto gefälliger fließt das Dasein dahin. An unbe-
queme Dinen aber glaube man einfach nicht! Und
ich meinerseits gebe auch ganz offen zu, daß ich nur
jenen Vorzeichen Glauben schenke, die Günstiges be-
deuten. Denn nur in dieser Form liebe ich den
Aberglauben, wenn ich ihn auch in jeder Form ver-
stehen kann.

Zumal der Schauspieler-Aberglaube ist ja so be-
greiflich. Wirkt sich doch beim Theater und beim
Fil... so manches zum Guten und zum Bösen aus,
was man mit dem bloßen Verstande nicht berechnen
kann. Ist beispielsweise der Erfolg eines Bühnen-
stückes, eines Films oder etwa nur einer Rolle be-
rechenbar? Nein, Erfolge fallen vom Himmel. Da
verteilt die Erwartung dazu, daß man zu rätseln
sucht, zu ahnen. Und man wird abergläubisch und
weis nicht, wie'so...

Nebendei: Jedes Jahr, wenn ich Geburtstag
habe, kommen ruhbedeckte Vertreter der Schorn-
steinfegerinnung, um Glück zu wünschen. Und weil
sie's besonders gut meinen, rüsten sich die Glücks-
bringer extra sorgfältig mit schwarzem Fluß aus. Wer
ist nun abergläubischer, die Schornsteinfeger oder

ich? Vielleicht werde ich diese Frage beim nächsten
Geburtstag ergründen können. Doch Aberglaube
oder nicht! Wenn jemand herzhalt einem anderen
Glück wünscht, so glaube ich ohne „Wenn“ und
„Aber“, daß dies schon ein Stück Glück ist. Darum
von Herzen: Ein gutes neues Jahr!

Paul Westermeyer: Der weisssagende Spiegel

„Errrrrim...“ machte der Spiegel und war ent-
zwei. Der Friseur, der mich bei dieser Katastrophe
in der Garderobe des „Thalia-Theaters“ gerade
unter den Fingern hatte, starrte mich entgeistert an.
„Armes Paulchen...“, sagte er, denn er wußte wie
ich: Wenn Spiegelglas bricht, ist es vorbei mit der
Laufbahn an dem betreffenden Theater!

So wehte schon Abschiedsstimmung um mich, der
ich im Sessel saß und mir den halben Bart raufte
(die andere Hälfte hatte der Friseur noch nicht an-
geklebt). So jung in diesem Ensemble und schon
scheiden! Dabei hatte nicht einmal ich, sondern er,
der Friseur, den Spiegel kaputtgemacht! „Warum
soll es also mit mir hier in diesem Stall zu Ende
sein? Und nicht mit Ihnen?“ — „Weil die Spie-
gelweissagung nur für Künstler gilt“, erwiderte milde
der Friseur, der ein zu alter Theaterbabe war, als
daß man seinen Worten keinen Glauben hätte schen-
ken dürfen. Und ich hatte unteren Wulstentmel
schon „Stall“ genannt, verächtlich, um mir den Ab-
schied leichter zu machen. So wie einer, der aus der
Kneipe herausgeflogen, verächtlich sagt: „Egal, 't
wär' sowieso jejangen...“

Man sieht: ich glaubte der Weissagung bereits.
Aber ich wollte mich wehren gegen den Schicksals-
schlag und rannte zum Direktor: „So und so, und
ob Sie vielleicht vorhätten...?“ — „Kommt sanft
in Frage!“, sagte der. „Eher wird der Spiegel von
alleine wieder heil, eh' 't dir entlasse!“ Da war ich
wiederum getötet.

Doch die Spiegel lügen nicht! Der Direktor
übernahm nämlich bald ein anderes, größeres, spä-

Berliner Tagebuch

Berliner Heiligabend — Bei den Entseffelten — In der Schumannstraße — Neue Gaststätten — Es geht nicht ohne Liebe

Berlin, im Dezember.

neres Theater. Wir zogen also um. Weiter, vor-
abnehmender Spiegel! Er war nur nicht verstanden
worden. Er hatte Schrecken verbreitet und wollte
doch bloß ein gutes Dmen geben. Deshalb, Freunde,
erschreckt über nichts, nicht mal über eine schwarze
Kage. Sie kommt nur über dunklen Weg, um zu
sagen: „Prost Neujahr!“

Albrecht Schoenhals: Das Heim voller Heimchen

Manchmal will es der Aberglaube, daß böse Er-
scheinungen günstig ausgelegt werden — kann dies
tadelnswert sein? Um ein Beispiel zu nennen: Ob
Kunstspiel oder Tragödie — die Generalprobe, die
der Theaterpremiere voraufgeht, ist oft genug eine
ziemlich unbehagliche Sache. Denn da es gilt, dem
Stück den letzten Schliff zu geben, holt jeder, Spiel-
leiter und Darsteller, möglichst das Letzte aus sich
heraus. Erste Folge: Nervosität; zweite Folge: all-
seitige Vereiztheit; dritte Folge: ein ordentlicher
Krach!

Da liegen denn auch nicht selten Worte durch
die Gegend, die hart an Beleidigung grenzen. Aber
sind wir beleidigt? Nehmen wir übel? Nein, wir
sind ein wenig abergläubisch und wissen: Eine Ge-
neralprobe ohne Krach will für die kommende Ur-
aufführung nichts Gutes bedeuten. Gelobt sei sogar
der Mann, der den Krach begann!

Auch im Tonfilmateller wirkt so Aberglaube aus-
gesprochen segensreich. Denn wer erfahren hat, wie
feine Ohren Mikrophone und wie feine Nerven
Partnerinnen haben, der wird begreifen, daß es
nicht angeht, wenn zum Beispiel einer unruhiglich
anfängt zu pfeifen. Doch braucht dies niemals ver-
boten zu werden, denn schon der Aberglaube sagt,
daß einer, der im Atelier pfeift, seinem Erfolg das
sichere Grab bereitet. Wie, wenn Aberglaube gar
nicht so sehr eine Verneinung vor unerklärlichen
Erscheinungen wäre, als vielmehr ein höchst irdi-
sches, wenn auch verborgenes und deshalb um so
wirksames Mittel der Pädagogik? Ich für meinen
Teil befenne gern, daß ich stets pflichtgetreu aber-
gläubisch war, soweit es mein Verstand verlangte...

Und im Privatleben? Da muß ich erwähnen, daß
wir das Haus voller Grillen haben. In jedem Zim-
mer krippt es aus verschiedenen Winkeln hervor.
Vielleicht würden uns viele unaufrichtigen Ge-
räusche nervös machen, wenn wir nicht wüßten: Es
sind die Heimchen, die alten vielgerühmten Glücks-
bringer, die bei uns musizieren. Und so — o Selt-
samkeit! — vernehmen wir ihr Zirpen gerne.

Sei abergläubisch im optimistischen Sinne, und
du lebst zufriedener...! Das ist meine Meinung.

Diga Tschehowa: Sturz auf das Rollenbuch

Auf dem Wege zur Premiere des Kunstspiels
„Blauwuchs“ geschah etwas höchst „Erschütterliches“.
Das Rollenbuch glitt mir aus der Hand und flatterte
zu Boden. Größte Geistesgegenwart war da
geboten! Das Buch lag auf dem Asphalt, und der
Straßenbesen war den Blättern keineswegs be-
kümmt. Dennoch wäre es grundfalsch gewesen,
das Buch unverzüglich aufzuheben. Man hätte die
Gefahr, die ganz woanders lag, damit nur vergrößert.
Und wirklich kamen — höflich, wie die Berliner
sind — schon einige Herren näher, die mir das
hingefallene Buch überreichen wollten. Es war ent-
setzlich...

Denn wenn ein Rollenbuch hinfällt — muß man
wissen — hat das keine gute Vorbedeutung. Fällt
das Buch hin — fällt das Stück durch! Diese Zu-
sammenhänge sprechen zu deutlich. Für den Schau-
spieler bleibt bei solcher Gefahr nur eins: Blüh-
schnell bei der Sache sein! Man muß sich schleunigst
auf das Rollenbuch setzen! Also — saßen die her-
beieilenden Herren, daß ich selber flugs zu Boden
glitt. Sie setzten sich natürlich fest in Galopp, mir
emporzuhelfen, denn sie dachten gewiß, ich sei völlig
unabhänglich hingestürzt. Keine angenehme Situa-
tion übrigens, so bei ausgesprochen unangenehmem
Wetter auf dem Bürgersteig zu sitzen. Aber ich sah
auf dem Rollenbuch! Ich hatte es geschafft, schneller
zu sein als die verfluchte Höflichkeit. Schließlich
war's auch die einzige Möglichkeit, das Stück zu
retten. Und siehe: „Blauwuchs“ wurde ein großer
Erfolg...

Ob ich ein wenig abergläubisch bin? — Nun,
darüber brauche ich danach wohl kein Wort mehr zu
verlieren. Ich hätte freilich jenen verdubten Herren
eine Erklärung geben können, die entschuldigend
und stichhaltig gewesen wäre. „Nichtwerte Kana-
liere“, hätte ich sagen können, „bitte, keine Mühe,
denn bei diesem meinem Falle handelte es sich um
einen Fall von Aberglauben; verzeihen Sie, daß ich
mir selber aus der Patsche half; es blieb keine
Wahl. Denn was hier lustig und belächelnswert er-
scheint, ist ein ziemlich ernsthaftes Problem. Aberg-
glaube, meine Herren: Wenn man vor einer künst-
lerischen Arbeit steht, deren Gelingen naturgemäß
unsicher ist, dann braucht man innere Sicherheit.
Doch woher nimmt man einen Halt? Nur aus sich
selbst! Aus eigenem — Aberglauben...!“

Doch ob die freundlichen Herren diese Erklärung
verstanden und gar gebilligt hätten? Vielleicht kann
doch nur der begreifen, der selber einmal erregt und
mit gespannten Nerven zwischen Kulissen auf das
Zeichen zum Austritt gemartet hat, daß es ein klei-
nes, beruhigendes Glücksgefühl ist, sich zur rechten
Zeit auf ein Rollenbuch gesetzt zu haben.

Chirley Temple führt weiter

Z. New York.

Ein amerikanisches Journal, das sich hauptfäch-
lich mit der Veranstaltung von „Volksab-
stimmungen“ beschäftigt, hat nunmehr ermittelt, in
welcher Reihenfolge die bekanntesten Filmstars
Amerikas Publikumsstiefelsteine sind. Die Zählung
ergab, daß Chirley Temple, nunmehr 9 Jahre alt,
immer noch an der Spitze steht, gefolgt von Clark
Gable und Conja Henie. An vierter Stelle liegt
der in Europa ziemlich unbekanntes Micky Moore,
an fünfter Spencer Tracy. Es folgten Robert
Taylor, Myrna Loy, Jane Withers, Alice Fay und
Tyron Power. Gary Cooper, Wallace Beery und
andere erhielten diesmal nur „Ehrenplätze“.

Man glaubt es nicht, mit welcher Schnelligkeit
sich eine Miesestadt umstellen kann. Um fünf Uhr
am Heiligen Abend war Berlin noch ein dampfen-
der Kessel überfüllter Geschäfte voll Armeen von
Paketen, die durch die Straßen hasteten, Autotaxen,
die nirgends mehr zu haben waren und verstreuten
Verkehrsjuchleuten, die nicht mehr böse waren,
wenn man bei falschem Licht über die Straße ging.
Die gleiche Stadt um neun Uhr abends am glei-
chen Tag war wie ausgefegt. Die Käufer hatten
Millionen Menschen verschluckt, die Straßen waren
reingefegt, nur ein paar einsame Wanderer trottelten
um die Gassen. Auch die Gaststätten hatten geschlossen.
Die dienstbaren Ober servierten um diese Stunde
schon dabei ihren Kindern Pfefferkuchen. Am Kur-
fürstendamm opferien sich eine Bar und eine be-
kannte Pilsnerkneipe, um wenigstens den ganz von
Gott und Familienhang verlassenem Junggesellen ein
warmes Zimmer und einen Grog zu bieten.
Aber in der Bar war der Klavierpieler zuhause ge-
blieben, ohne seine Schlagerlänge entblühte der
Talmiglantz das Etablissement seine ganze Seelen-
losigkeit, die paar Gäste starrten trübfinnig in den
Cocktail und wanderten verträumt in die offene-
gebliebene Merlube. Da sitzt Michael Bohnen einlam-
bei einem Glase und an einem anderen Tisch grüßt
ein junger Dichter, daß von seinem Buche zu Weih-
nachten eintausend mehr „gegangen“ wäre, wenn der
Verleger das Risiko eingegangen wäre, statt zwei-
tausend dreitausend Stück binden zu lassen. Ueber-
haupt hätte der Verleger sich mehr Interesse dafür,
daß bei der Kälte sein Weinkeller nicht erfriere als
für seine Autoren. An einem anderen Tisch kichert
sich sogar ein Paar das Streiten. — Der Wirt är-
gert sich, daß er den Laden heute nicht auch wie seine
Kollegen dicht gemacht hat.

Der erste Feiertag gehört dem Theater. Nach-
mittags spazieren wir in die „Komödie“ zu den
„Entseffelten“. Diese Parodistengemeinschaft hat sich
etwas verändert. Den Gründer Walter Scholz ver-

lor sie durch den Tod, Rudi Godden durch den Film
und Gisela von Reichenhall durch Heirat mit Rudi
Godden (während die andere Gisela der Berliner
Bühne, Gisela Schlüter, demnächst den Komponi-
sten und Rundfunkliebhaber, Peter Jgelhoff, beira-
tet). Der Erfolg spielt sich gut ein, wenn es auch
scheinen will, als ob die dritte Auflage des „Ent-
seffelten“-Rezepts etwas breiter in der Form, et-
was weniger spitzig ist. Wieder ist das Speker-
Trio da, diesmal unter der Strahlenlaterne, das sich
über Zeitfragen augenwinkend äußert. Statt des
Films parodiert man diesmal die Revue, die es
auch verrät, aber von der nicht genug entseffelten
Parodie der „Entseffelten“ kaum tödlich getroffen
werden dürfte. Von den alten Mitgliedern der
Truppe treten wirksam und stark profiliert hervor:
Der große Herr Brenn und die hochgewachsene
Tänzerin Garga. Von Berlin gehen die „Entseffel-
ten“ nach München, wo einzelne Themen ihrer
Revue in Adolf Gondreis' reizendem Revuetheater
„Der Bonbonniere“ bereits ausführlicher und viel-
leicht kraftvoller abgewandelt wurden — zum Bei-
spiel das „Höllische Büro“ oder „Die Festsänger-
schulung“.

Abends trotten wir durch den Schnee in die
Schumannstraße, wo Heinz Hilpert das erinne-
rungsreiche Gelände des Deutschen Theaters und
der Kammerspiele betreut. Das Publikum hier un-
terscheidet sich auffallend von dem der „Komödie“,
wo wir nachmittags auf ein reines Familienpubli-
kum stießen, das sich vornehmlich-gemühtlich be-
währen man in den Kammerspielen viel „festlicher“
ausieht. Die Männer und Frauen sind Herren und
Damen, gewandt und teils kostbar angezogen, man
sieht viel Smoking und Fracks, wie sonst nur bei
Premieren, hier gibt sich die neue Berliner Wohl-
habenheit ein Stelldichein. Die Pointen der Bühne
werden schnell verstanden — es gibt hier auch Pointen.
Denn Hermann Bahrs „Wienerinnen“, heute
schon ein vierzig Jahre altes Stück, ist eines der
pointenreichsten Stücke der neueren Dramatik, von

dem sich mancher Lustspielbühne eine Scheibe ab-
schneiden könnte. Der Kampf eines gediegenen Ar-
chitekten gegen die Modebetreibungen der dama-
ligen Sesektion ist sein Thema. Es wird durch den
Reichtum der Bühneneinfälle Hermann Bahrs
heute noch verblüffend interessant. Ich habe schon
vor acht Tagen erzählt, daß Direktor Hilpert für
die Aufführung ein ganzes Wiener Ensemble nach
Berlin verpflanzt hat. Dadurch ist eine der besten
Aufführungen des Theaterwinters zustande gekom-
men, namentlich Jane Thibden in einer großartig
gehten Frauenrolle werden sich die Berliner merken.
Ein köstlicher Abend, beschwingt und perlend, die
Plätze sind nicht gerade billig, aber jeder geht be-
friedigt aus dem Hause und sagt: „Das war's wert!“

Was hat uns sonst Weihnächten gebracht? Zwei
neue Gaststätten, die bezeichnenderweise sich durch
landsmannschaftliche Tönung empfehlen wollen. Die
eine heißt „Dröge Pitt“ und lockt also durch weis-
fällige Eigenart. Es gibt Dortmund Bier und
Westfälischen Korn, sonst ist das Landsmannschaft-
liche nicht stark durchgeföhrt. Der gleiche Unterneh-
mer hat gleichzeitig 2 Kilometer weiter eine neue
„Hamburger Wasenhänke“ aufgetan. Davon haben
wir nun ein Duzend in Berlin, überall steht ein gro-
ßes Steuerrad in der Ecke, hängt eine Schiffslade
und spielt einer in Matrosenuniform Schifferklavier.
Der Berliner ist gern einmal dem eigenen Milieu
entrückt, fühlt hier seine Ozeansehnsucht angeschla-
gen und trinkt einen Grog mehr als er sonst in sei-
ner Berliner Stammspeise trinken würde — die
Spekulation auf das Hanseatische lohnt sich.

Im übrigen werden die Stammlokale an den
Ecken jetzt zu Silvester auch auf ihre Kosten kom-
men. Denn wenn die Berliner ihre Jahresbilanz
ziehen, haben sie allen Grund, das alte Jahr mit
Befriedigung zu verabschieden und das neue hoff-
nungsvoll zu beginnen. Geordnete städtische Finan-
zen, keine Arbeitslosen, gesteigerte Umsätze in allen
Betrieben, die Städte wachsen, es dehnt sich das
Haus, die Stadt ist voll guter Laune und die Neu-
jahrskreunen des Kabarettis der Komiker schließt mit
dem bezeichnenden Schlager: „Heut gehn wir gar
nicht erst ins Bett!“ Der andere Schlager der Re-
vue, in der man Claire Waldhoff als umgebaute
Victoria begreifen wird, heißt: „Es geht nicht ohne
Liebe!“ Ein Grundfals, den die Berliner immer be-
folgt haben, ein Vorlas für 1939, den jedermann
gern unterschreiben wird. Der Berliner Bär.

Heitere Ecke

„Glauben Sie nicht auch, daß jeder Mensch von
seiner täglichen Umgebung beeinflusst wird?“
„Nicht immer! Ich kannte einen Mann, der
neun Jahre einen städtischen Sprengwagen fuhr
und an Alkoholvergiftung starb.“ (The Argonaut)

Schnell entkammt

Sie war wirklich reizend, jung und mit einem
roten Haarhops. Als sie sich in der Straßenbahn
neben den Ringling setzte, erfaßte er die Gelegen-
heit und bemerkte:
„Ich rüde lieber ein Stückchen, sonst brenne ich
noch an!“
Da meinte die Notblonde Schnippisch: „Keine
Angst... grünes Holz brennt nicht!“ (Bot All)

Aehnlichkeit

„Oh, wie Sie Ihrer Großmutter ähnlich sehen!“
„Meiner Großmutter? Haben Sie sie denn
schon einmal gesehen?“
„Nein... aber man weiß doch, wie eine alte
Frau ausfieht!“ (Answers)

Sehr zu empfehlen

„Was kosten die Zimmer hier im Hotel?“
„Zwei und drei Mark!“
„Worin besteht denn der Unterschied?“
„In den Zimmern zu drei Mark stehen Kauf-
fallen!“ (Marc Aurelio)

Das wird schon stimmen

„Ob die Fische wohl sehen und hören können?“
„Das glaube ich bestimmt!“
„Und glaubst du, daß sie auch riechen können?“
„Gewiß — wenn sie lange genug gelegen
haben!“ (Astenposten)

Armer Mensch

Junge (in die Kneipe stürzend): „Herr Peters!
Herr Peters! Ich habe gesehen, daß ein Einbrecher
die Treppe zu Ihrer Wohnung hinaufschlich!“
Herr Peters: „Der arme Mensch! Meine Frau
denkt sicher, ich sei es.“ (Sydney Bulletin)

Die Garantie

„Und wenn ich mich nun wirklich entschloffe,
Ihnen die Summe zu leihen, was hätte ich dann
für eine Garantie dafür, daß Sie sie auch zu dem
bestimmten Termin zurücksahlen?“
„Ich gebe Ihnen das Wort eines Ehren-
mannes.“

„Ach, das ist etwas anderes! Kommen Sie, bitte,
heute abend mit dem Herrn zu mir.“ (Princeton Tiger)

Unfreundlich

Er: „Ich brauche nur zu den Sternen am Firma-
ment hinaufzusehen, um zu empfinden, wie klein
und unbedeutend ich bin.“
Sie: „Ich glaube, daß hätten Sie gar nicht erst
nötig.“ (Stray Stories)

Der Herzenssenfzer

„Es werden bei uns im Lande noch eine ganze
Menge heidnischer Gebräuche ausgeübt“, sagte der
Lehrer, „besonders beim Frühlings- und Herbst-
anfang! Wer kann mir dafür ein Beispiel nennen?“
„Die Oster- und Herbstzusenuren!“ sagte der
kleine Peter. (Amusanje)

Wo will er denn hin?

„Das Kaffierergehalt beträgt zweihundertfünftig
Mark im Monat!“ sagte der Direktor.
„Damit kann man aber nicht weit kommen!“
sagte der Bewerber.
„Das ist auch nicht die Absicht!“ antwortete der
Direktor. (Nic et Rac)

Romane

Die junge Dame betrat die Buchhandlung: „Ich
möchte gern einen Roman haben!“
„Wünschen Sie ein Buch mit naturalistischem
oder romantischem Inhalt?“
„Worin besteht denn der Unterschied?“
„Nun, im romantischen Buch heiraten sich der
Held und die Heldin im letzten Kapitel, nach vielen
vorausgegangenen Sorgen und Schwierigkeiten.
Aber im naturalistischen Roman heiraten sie im
ersten Kapitel, und dann fangen die Schwierig-
keiten an!“ (Tit-Bits)

Für das Vergnügen

Zwei Bauern unterhalten sich über eine Prügelet,
die im Nachbardorf stattgefunden hat.
„Und denke dir, die Burtschen von Benzig haben
die Leute von Erkingen derartig verhalten, daß sie
60,75 Mark Strafe bezahlen mußten!“
„Warum waren denn nicht 60 Mark genug?“
„Na, meißt du, ich glaube, die 75 Pfennig werden
so eine Art Vergnügungssteuer sein!“ (Humorist)

Mißverständnis

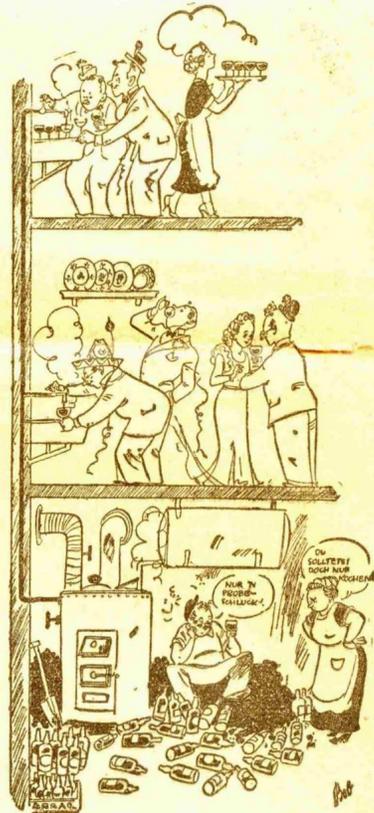
„Wie spät ist es, Vna?“
„Es ist in zehn Minuten sechs, Herr Professor!“
„Vna, ich will nicht wissen, wie spät es in zehn
Minuten ist, ich möchte zu wissen, wie spät es
jetzt ist!“ (Answers)

Der glückliche Paragraph

„Wenn mich der Professor bei der Prüfung
durchfallen läßt, werde ich ihn gerichtlich belangen!“
„Na, na! Womit willst du denn das begründen?“
„Ein bestimmter Paragraph lautet, wer die Un-
wissenheit eines anderen benutzt, um ihm zu
schaden, wird mit Gefängnis bestraft!“
(Schweizer Illustrierte)

Gut gesagt

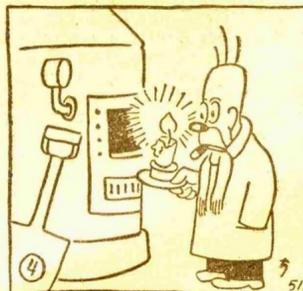
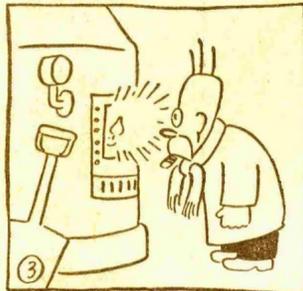
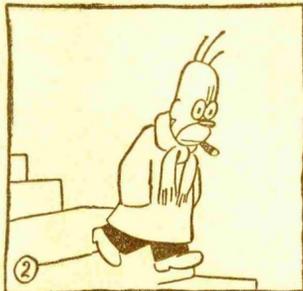
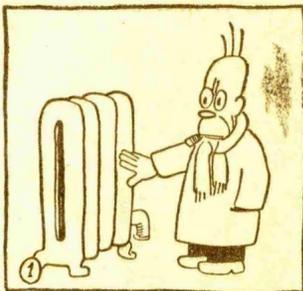
Gerda war verlobt mit Eugen.
„Hast du ihn geheiratet, Gerda?“
Gerda lächelt: „Ich habe mich eines anderen be-
sonnen...“ (Bücher Illustrierte)



Punsch fürs ganze Haus
Ein Vorschlag unseres Zeichner-Humoristen
Bob Hinderlin.

Jeder hat seine Fehler

„Ist es denn nicht komisch und hinderlich, links-
händer zu sein?“
„Nein, warum denn? Wir Menschen haben ja
alle unsere Fehler!“
„Ich nicht!“
„So, dann sage mir einmal, ob du die Suppe
mit der rechten Hand umrührst!“
„Ja, das tue ich!“
„Siehst du, das ist dein Fehler... alle anderen
Menschen nehmen dazu einen Löffel!“ (Humorist)



Adamsen inspiziert die Heizanlage

Alle Tage
jeden Abend - jeden Morgen
Chlorodont

Das Geheimnis von La Courtine

Als russische Hilfstruppen 1917 in Frankreich meuterten

Von Ernst Hildebrand

Es ist kein Zufall, daß jetzt in einer Zeit deutsch-französischer Verständigung und erschütterter Abfälligkeit des Verhältnisses zwischen Paris und Moskau, der Schleier von einigen einst rätselhaften Vorgängen gelüftet wurde, die bereits sich als zwei Jahrzehnte zurückliegen. Es handelt sich um das abenteuerliche Schicksal, das eine vom Bolschewismus verurteilte russische Brigade auf französischem Boden erlebte und das gerade heute wertvoller erscheint, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Haltung der französischen Wehrmacht in der ganzen Angelegenheit war durchaus korrekt, aber gegen die Sendboten Moskaus war damals noch nicht das rechte Kraut gewachsen. Man unterschätzte diese Gefahr und blieb nur bemüht, den Seuchenherd auf die misleiteten Russen zu beschränken.

Triumphzug durch Marseille

Zu einem Zeitpunkt, da an der Westfront der Mannschäftsmangel für die Franzosen immer fühlbarer wurde, taugte der Plan auf, russische Hilfstruppen in größeren Mengen auf französischem Boden kämpfen zu lassen. Die Idee selbst stammte bezeichnenderweise aus England. Man sprach von einem monatlichen Kontingent von 40.000 Mann, von „ausgesuchtem Rekrutmaterial“. Der Zar gab seine Einwilligung, und im Frühjahr 1916 begannen die Verschiffungen.

Am 16. April jenes Jahres landete die erste russische Hilfbrigade in Stärke von 180 Offizieren und 8700 Mannschaften in Marseille. Die Russen wurden bei ihrem Einzug von der temperamentvollen Bevölkerung überaus herzlich begrüßt. Ihr Marsch durch die engen Straßen der Hafenstadt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Die meist hochgewachsenen, kräftigen Fremdlinge wurden mit Blumen und Liebesgaben überschüttet. Junge Französinen umarmten die rauhen Krieger, die aus dem fernen Rußland gekommen waren, um die Sache der Demokratie glorreich zu verteidigen.

Nach und nach landeten insgesamt vier russische Brigaden, von denen allerdings zwei nicht in Frankreich, sondern an der macedonischen Front eingesetzt wurden. Teile der ersten und dritten Brigade erhielten ihre Feuerwafern in der Champagne. Damals ahnte man noch nicht, welche Unzulänglichkeiten diese Verwendung von russischen Truppen der französischen Heeresleitung verurursachen sollte!

Mißverständnisse und kein Ende

Bald zeigte es sich, daß es sich keineswegs um russische Eliteformationen handelte, vielmehr um zusammengewürfelte Leute aus den verschiedensten Heimatsprovinzen. Gewiß, die Offiziere taten ihr Bestes, um die Truppe fest und wirkungsvoll zum Einsatz zu bringen, aber der Mannschäftsgewinn war überaus gering. Abenteurer, Provokateure, bolschewistische Agenten und kriminell Belastete hatten sich hier zusammengelunden oder waren von ihren Heimatsformationen aus konfingent „abgeschoben“ worden.

Sie gingen anfangs mit ehrstussischem Gleichmut zum Sturmangriff gegen die deutschen Stellungen vor, erlitten aber, wenig vertraut mit den besonderen Gefechtsformen der Westfront, ungemessen hohe Verluste. Auch sonst fehlte es ihnen an Anpassungsfähigkeit, vielleicht auch schon an gutem Willen. Sie weigerten sich, Gasmasken aufzusetzen, und sie fühlten sich bald als „isolierte Einheit“. Zudem verwickeltesten sich das Verhältnis zwischen Russen und Franzosen merklich. Die russischen Soldaten beschwerten sich, daß sie keine Post und keine Zeitungen aus der Heimat bekamen und keine Liebesgaben von der französischen Bevölkerung. Sie übersehen dabei, daß ihr lärmendes Auftreten, ihre Streifzüge und Ausschü-

ftet ihnen allmählich die Sympathien der Zivilbevölkerung verschärzten. Vor allem: unter ihnen wucherte die bolschewistische Agitation. Mit Vorliebe bearbeiteten die Sendboten des Umlages die russischen Urlauber in Paris und seinen Vororten.

Bolschewistische Hezer an der Arbeit

Als im März 1917 die Kunde von der Abdankung des Zaren und dem Ausbruch der russischen Revolution bekannt wurde, gab es kein Halten mehr. Die Disziplin der Soldaten ging zum Teufel. Sie gehorchten ihren Offizieren nicht mehr, hielten revolutionäre Versammlungen unter roten Fahnen ab und empfangen ihren Kommandeur, den greisen General Palikow, mit wüsten Schimpfwörtern, als er die Mannschäft der Truppe wiederherzustellen versuchte. Die Saat des Bolschewismus war hier auf fruchtbaren Boden gefallen.

Nach einer damaligen Meldung des französischen Generals Castellanos befehlen die russischen Hilfstruppen „keinen militärischen Wert mehr“. Sie waren vom Festbesitz des Bolschewismus verurteilt und bildeten eine Gefahr für die französische Front. Sie mußten fort! Auf Anordnung des Kriegsministers Painlevé wurden sie im Juni 17 nach einem Umlagslager im Innern des Landes befördert, nach La Courtine im Departement Creuse — etwa 40 Kilometer südlich von Paris. In der Eile erfolgte der Abtransport, und so konnte

es geschehen, daß die Russen, wohlverstanden mit Waffen und Munition, am Bestimmungsort eintrafen.

Rebellion im Lager!

Zuerst rückte die erste russische Brigade in La Courtine ein. Die Soldaten — vorwiegend ehemalige Moskauer Industriearbeiter — erlagen schnell den Einflüsterungen roter Agitatoren. Sie setzten ihre Offiziere mit Waffengewalt ab, bildeten nach heimatlichem Muster einen Soldatenrat, der das Kommando übernahm. Und dann rebellierten sie! Gegen die französische Armee, gegen die Weltmächte, gegen den Krieg und den Kapitalismus. Die Soldaten streiften die Umgebung des Lagers ab und terrorisierten die Zivilbevölkerung. Es herrschte wilde Anarchie in La Courtine!

Aus naheliegenden Gründen unterdrückte die französische Zensur alle Pressemeldungen über diese Vorgänge. Selbst Marschall Foch beschäftigte die Angelegenheit. Er gab strengen Befehl an alle Dienststellen, sich in diese russische „Revolution“ nicht einzumischen. Der französische Botschafter in Petrograd erludte die provisorische russische Regierung, die meuternden Truppen zurückzurufen. Kerenski wehrte sich dagegen. Aus Furcht vor dem „Bazillus“ befehl er dem Kommandeur der dritten Brigade, die Disziplin der ersten unter allen Umständen wiederherzustellen. Das aber bedeutete zweifellos Blutvergießen!

Das bittere Ende

Am 1. August 1917 richtete der Oberkommandierende der russischen Hilfskräfte, General Zankewitsch, ein Ultimatum an die Rebellen: Ablieferung der Waffen — dafür freier Abzug der Meuterer aus dem Lager bis zur Bahnstation Claitaux. Wer binnen 48 Stunden dieser Aufforderung nicht nachkam, sollte als Verräter behandelt werden. Mit Teufen der noch loyalen dritten Brigade wurde das Lager von La Courtine umzingelt. Man hatte zunächst nur daran gedacht, die Auffässigen

auszuhungern, doch ließen sie äußersten Widerstand erkennen. So wurden Gefangene in Stellung gebracht — von den Franzosen entlichene Feldbauhütten!

Das Ultimatum lief ab. Von der rund 9000 Mann starken Besatzung des Lagers ließen sich knapp 1500 Rebellen entwaffnen. Die anderen unter Führung eines baumlangen Soldaten namens Globas weigerten sich. Zankewitsch tobte wie ein Berserker. Vor der Verantwortung eines Blutbades schreckte er indessen zurück. Er fuhr nach Paris. An seine Stelle trat General Lohwitsky. Der verhandelte mehrere Wochen lang mit den Meuturern, umzingelte das Lager enger und enger, doch die Kerle ergaben sich nicht.

Endlich rief auch Lohwitsky die Geduld. Am 16. September begann die Beschließung des Lagers. Als die ersten Granaten in die Baracken fielen, sangen die Meuterer die Internationale und spielten dann mit Trommeln und Hörnern den Chopinischen Trauermarsch. Niemandem! Sie kämpften verblissen. Das Gros ergab sich am 17., während Globas und einige Unentwegte noch bis zum 19. September Widerstand leisteten.

In Anwesenheit des französischen Generals Comby überwachte Lohwitsky die Kapitulation der Meuterer. Der Sturm auf das Lager kostete angeblich 12 Tote und 45 Verwundete. Nach Ansicht der Bevölkerung waren die Verluste auf beiden Seiten weitgehend gleich. Welches Schicksal Globas und die anderen Abelsführer erlitten, weiß man nicht. Wahrscheinlich ließ Lohwitsky sie alleamt erschließen.

So endete der erste bolschewistische Versuch auf französischem Boden. Ein Teil der Rebellen wurde nach Nordafrika abgeschoben, ein anderer Teil für die Dauer des Krieges zu Erdarbeiten hinter der Front abkommandiert. Andere flohen in die Schweiz. Einige siedelten sich in der Nähe des Lagers an und wohnen noch heute mit ihren Familien dort. Mit dem Kommunismus sind sie fertig. Er bringt sie nie mehr auf die Barrikaden!

Frankreichs Mode-Diktatoren stellen die „Schneewittchen-Frage“:

„Wer ist die bestangezogene Frau der Welt?“

Eine „Wertungsliste“ mit zehn Namen — Die „Zinnkönigin“ als Siegerin — Die Herzogin von Windsor nicht mehr an der Spitze

Paris, im Dezember.

Einmal im Jahr, wenn die Hochsaison in den Modedesigners vorüber ist, und die Mode-Diktatoren im Umkreis der Rue de la Paix ein wenig aufatmen können, dann machen sie Bilanz! Nicht etwa in ihren Geschäftsbüchern — sondern unter ihrer Kundenschaft! Sie beantworten freiwillig und ohne Konkurrenzgedanken die Frage eines großen internationalen Nachrichten-Einkaufers, wer in diesem Jahr die bestangezogene Frau der Welt gewesen ist.

Nun sind die Listen dieser Abstimmung eingesammelt, die Punkte sorgfältig gezählt — und das Urteil gefällt worden! Mit ungeheurer Spannung hat die ganze Damenwelt auf die Veröffentlichung dieser „Wertungsliste“ gewartet, und die schönen Frauen, auf die man „gelpirt“ hätte, sind wohl auch fast alle unter den ersten 10 „Ausermählten“ genannt worden. Und doch: in diesem Jahre sind einige eklamante Ueberraschungen zu Tage getreten.

Vor allen Dingen hätte wohl keiner erwartet, daß die Herzogin von Windsor nicht mehr der ersten Platz behauptet. Zwei Jahre lang hat sie dieses Mode-Championat innegehabt — nun ist sie entthront worden.

Die offizielle Liste der Pariser Mode-Diktatoren, wer die bestangezogene Frau der Welt ist, weist folgende Reihenfolge auf:

1. Mme. Antenor Patino, 2. Herzogin von Windsor, 3. Herzogin von Kent, 4. Baroness Eugenie de Rothschild, 5. Fürstin Aga Khan, 6. Mrs. Harrison Williams, 7. La Marquise de Paris, 8. Mrs. Gilbert Miller, 9. Senora Martinez de Hoz, 10. Mme. Jean Dupuy. Erst als Nr. 11 folgt diesmal die Woolworth-Erbin Gräfin Barbara Hauwitsch und als Nr. 12 wurde Mme.

Bonnet genannt, die Gattin des französischen Außenministers!

Wer ist nun die Frau, die die Herzogin von Windsor auf der Liste der Modediktatorinnen entthronte? Mme. Antenor Patino ist die sogenannte „Zinn-Königin“, ihr Schwiegervater Don Simon Patino, ist einer der reichsten Männer der Welt. Mme. Antenor Patino stammt aus dem uralten Fürstengeschlecht Bourbon, sie ist, wie fast alle Bourbon-Prinzessinnen, eine dunkelhaarige Schönheit. Die Karriere ihres Schwiegervaters ist ein Märchen der heutigen Zeit. Don Simon Patino besitzt nicht nur Zinn-Minen in Spanien und Bolivien, sondern auch im Fernen Osten. Vor 30 Jahren war er ein armer kleiner Kaufmann in La Paz, der zu seinem Kummer von einem Schuldner eine wüste verkommenes aufsehenswertere Mine in Zahlung nehmen mußte. Aber diese Mine entpuppte sich plötzlich als eine der reichsten Zinn-Minen der Erde, und im Lauf von wenigen Jahren war der arme Kaufmann von La Paz einer der reichsten Männer der Welt. Heute ist er der bolivianische Gelände in Paris und seine Prinzessin-Schwiegertochter die ungekrönte Modediktatorin der Welt.

Im Urteil der Pariser Mode-Diktatoren hat Mme. Patino nur sehr knapp gegen die Herzogin von Windsor gewonnen. Die beiden Damen haben nämlich beide fast denselben Gesichtsmal, und es ist im Lauf der Saison sogar vorgekommen, daß beide fast die gleichen Modelle trugen. Das, was Mme. Patino den Sieg eintrug war: daß ihre Kleider noch ein klein wenig distinguiert waren, als die der Herzogin von Windsor.

Die Herzogin von Kent, die als dritte auf der Liste folgt, steht in England an erster

Stelle, wenn es sich um modische Dinge dreht. „Marina-Hüte“ und „Marina-Frisuren“ sind das Vorbild, nach dem sich Englands Frauen richten. Wenn das Herzogspaar von Kent nun im kommenden Jahr nach Australien überfliegt, so können die dortigen Frauen beruhigt sein: sie bekommen eine Gouverneursfrau, die es versteht, sich hervorragend anzuziehen!

Das Schicksal der Fürstin — oder besser „Beaumont“ — Aga Khan ist ja hinreichend bekannt. Sie ist eine der reichsten Fürstinnen Indiens betraute, war sie Verkäuferin in einem Pariser Modellsalon, und ehe Andree Caron Fürstin wurde, hat sie wohl eines der teueren Modelle tragen können, denen sie nun die hohe Riffer in der Siegerliste verdankt. Die Fürstin Aga Khan ist eine der charmantesten Französinen, die man sich vorstellen kann!

Tabella, Marquise de Paris, die Gattin des Grafen Henri von Paris und Schwiegertochter des Herzogs von Guise, der die Königin in Frankreich als ihren „ungekrönten König“ ansehen, lebt außerhalb Frankreichs, wie alle Mitglieder dieser Familie. Sie ist eine auffallende Schönheit mit schwermütigen dunklen Augen. Mme. Georges Bonnet, die Frau des französischen Außenministers, fiel bei dem offiziellen Empfang, den man dem deutschen Außenminister von Ribbentrop kürzlich in Paris bereitetete, durch ihre besonders eleganten Toiletten auf.

Sonderbarerweise ist keiner der Bekannten Filmstars unter den ersten Zehn, die die Wertungsliste nennt. Auf diese Frage schwören alle Pariser Mode-Diktatoren einstimmig: „Was für Bühne oder Film adehnt ist — ist nie gut angezogen im gesellschaftlichen Leben. Und es ist selbstverständlich, daß die Künstlerinnen immer etwas „Bühnenschmuck“ ins tägliche Leben übernehmen.“

Al die Frauen aber, die vielleicht ein klein wenig neidisch auf die Liste dieser Ausermählten schauen, mögen sich trösten: es ist sehr teuer, gut angezogen zu sein! Man rechnet dort mit 6- und 7-stelligen Zahlen, und die Modediktatoren, die es wissen müssen, haben verstanden lassen, daß die Schneidrechnung der „Zinnkönigin“ etwa 6-7 Millionen Francs im Jahr ausmacht! Die Sieges-

Zwei mal acht Gläser / Havarie in der Neujahrnacht

Von Alexander von Thayer

Wir hatten eben auf das neue Jahr angeklopfen und auf das neue, frohe Deutschland. Nachbords blühte das letzte deutsche Feuer durch das Bullauge, dann verwich es endgültig. Zwischen uns und der Heimat lag dunstige Nacht und dichtes Schneetreiben. In unserer Messe glühte die Zentralheizung. Es war warm und behaglich, unter der Decke lag feiner, blauer Zigarettenrauch. In der Ecke stand noch der Weihnachtsbaum mit seinen bunten Kitzeln. Aber auch die feinste Spürnase hätte nichts mehr auf ihm zum Knabbern gefunden. Das Gespräch ging hin und her, zuguterletzt sprachen wir über Aberglauben und geheimnisvolle Geschichten.

„Ihr wißt“, begann nach einer Pause unser leitender Ingenieur, dem dreißig Jahre Maschinenhebe die letzten Haare abgefressen hatten, „ich halte alles für Mumps, was dieser Art erzählt wird. Ich habe mich nie für Spitzgeschichten begeistert, neben meinem Dienst und meinen Maschinen interessiert mich höchstens die Temperatur unseres Motors. War einmal nahe daran, zu glauben, daß wirklich so ein Geisterfische mit seiner unsichtbaren Hand in meinen Maschinenfaß griff, um uns vor dem Abtaufen zu bewahren. Schauerlich, nicht wahr? War auch in einer Neujahrnacht. Die tollste Neujahrnacht, die ich auf See erlebt habe!“

Cap Race hatte schon schweren Schneesturm gemeldet. Ich fuhr damals als dritter Ingenieur auf einem uralten Frachtdampfer. Das Schiff lag schwer nach Backbord. Von allen Seiten heulte und tobte es. Das war der Nordwest, den Cap Race prophezeit hatte. Wir kämpften, daß alles nur so flog. Die überkommenen Brecher verrißten am Vorsteiff.

Bis Mitternacht hatte ich frei. So eine Neujahrnacht! Ich ging schon um halb zwölf Uhr in die Maschine, damit der Zweite rechtzeitig zur Jahreswende in der Messe sein konnte. Wenn schon einer beim Anstoßen fehlen mußte, warum sollten zwei fehlen? Schüpfte ich aus meiner warmen Koje, der Leitende hatte sogar seine Ersparungsprämie

geopfert und die Nächte durchgehitzt, draußen hatte es minus 20 Grad!

Bevor ich in die Maschine kieg, sah ich nochmals übers Meer. Sah, wie das Deck in immer steilerem Winkel in die Wogen stieß. Manchmal flog der Bug gegen die Wellen, die knapp über der See dahinjagten.

„Ueble Behandlung, nicht wahr?“ spottete der dritte Offizier, der gleich mir sich anschickte, die Wache anzutreten.

„Ist doch gut, Mensch“, sagte ich, „besser als Nebel.“

„Gar nicht besser“, meinte der Dritte. „Sehen im Schneetreiben genau so wenig wie im Nebel. In diesem Toben hören wir nicht einmal unseren eigenen Dampfheuler, geschweige ein fremdes Schiff. Stoppen können wir auch nicht, sonst fallen wir quer zur See. Verflucht ungemütlicher Zustand!“

Unser Vorschiff glück einem gefrorenen Wasserfall, die Melting bestand nur mehr aus Eisklumpen. Die Kadewinden, Hebeebäume und Kadelufen waren zu unförmigen Eisgebilden zusammengewachsen. Der Dran heute in den vereisten Masten. Ich ging noch rasch in die Messe und trank einen heißen Kaffee. Die anderen schickten sich eben an, einen Punsch zu brauen. Das Schiff zitterte, kratzte in allen Spanten. Jeder hielt sein Glas zwischen die Beine gepreßt.

„Prost Neujahr“, sagte ich beim Gehen. „Vergeht nicht mich da unten.“ Es war genau dreiviertel zwölf.

Unten löste ich den Zweiten ab und versuchte, mich in meinem Mandvortierstand so gut wie möglich zu verankern. Der Weisheit des Maschinenfonnals baumelte an seinem Faßen hin und her.

Auf einmal spritzte ich einen brandigen Geruch. Heißes Del und Delrauch ist sofort von jedem anderen Maschinengeruch zu unterscheiden. Da haben wir den Salat, dachte ich, „Brandenburger“ in der Neujahrnacht! Das neue Jahr hängt gut an. Bei irgend einem Wellenbod der Luftwelle tobte das Frachtlager heißgekanten fern.

Ich arbeitete mich langsam am Geländer rückwärts, denn das Schiff rollte, daß wir kaum stehen konnten.

Dreitausend Teufel der Hölle! Der Gestank lag am dem Drucklager. Heißkauer in der Drucklagerwelle, da mußte ich sofort die Maschine stoppen. Der Ablabstahn der Delbüchse war geöffnet? Das war doch wirklich...

Wir stellten die Maschine sofort auf Halt. Der Assistent machte Meldung hinaus zur Brücke. Ich trug pflichtgemäß ins Maschinenjournal ein: „31. Dezember, 11 Uhr 56 Minuten nachts. Stoppen wegen Heißkauer des Drucklagers.“

Dann machte ich mich über das Lager her. War ein alles, verbrauchtes Schiff, das 1892 gebaut wurde. Kein Wunder, wenn da einmal etwas nicht klappte. Das war aber etwas anderes. Niemand hatte das Del abgelassen. Ein Heizer kam nicht in Betracht. War auch keiner dort. Der Hebel des Delabstahns war herabgezogen. Bei modernen Drucklagern wäre dies nicht möglich gewesen. Automatische Schmierung, doppelte Delzuleitung und so weiter!

Ich piff ins Sprachrohr nach der Brücke und wollte melden, daß mir mindestens eine Viertelstunde brauchen würden. Aber niemand meldete sich. Das Schiff mußte jetzt quer zur See treiben, wir rollten so stark, daß die Heizer auf allen vier triechen mußten. Die Kohle vor den Feuerungen schoß von einer Vorwand zur anderen, daß die Matten erschreckt einen Herzentanz aufführten.

Die Matten? Sollte eine Matte zufällig auf den Saß gesprungen sein? Gerade in der Nähe des Drucklagers tanzten sie wie wild herum. Oben an der Wand nickten sie hinter den Rohren.

Noch einmal piff ich ins Sprachrohr. Telephon hatte der alte Kasten ja nicht.

Keine Antwort. Waren denn alle bei dem Saumweiter im Freien auf der Brücke?

Um 12 Uhr, also um Mitternacht, hätten wir feierlich zweimal gläser sollen. Zweimal acht Gläser. Draußen auf der Back, im Ausguck des Fockmastes und im Maschinenraum. Sonst gibts ja nur acht Glöckenschläge zum Jahreswechsel. Diesmal aber acht Schläge für's alte und acht Schläge für's neue Jahr.

Wir unten hatten natürlich in der Aufregung vergessen, feierlich zu gläser. Wer muß bei den

Maschinen abschmieren mußte, half uns am Drucklager.

Um 12 Uhr zehn Minuten ließ sich die Maschine langsam angehen. Trug's ins Journal:

„1. Januar 0.10 Minuten. Langsame Fahrt voraus!“

Jetzt erst schlugen wir zwomal acht Glas. Wollte 15 Minuten zu spät! Hätten es gerade so gut lassen können. Jeder aber hatte seine Freude daran. Die Heizer und Maschinenisten riefen sich ein frohes „Prost Neujahr“ zu.

Um vier Uhr früh wurde ich abgelöst. Bis dahin wachte ich überhaupt nicht, was eigentlich los war. Mir träubten sich, als ich den Grund erfährte, noch nachträglich die Haare; damals hatte ich noch melche.

Der Zweite Offizier hatte gerade vor Mitternacht, nach Wache auf der Brücke gehakt. In dem Donnern der See war nichts zu hören. Das Heulen des Blizzards überlörnte sogar unseren eigenen Dampfheuler.

Wenige Minuten vor Mitternacht standen plötzlich die Maschinen. Gerade als das Schiff außer Fahrt kam und halb begraben von dem dreifach ankümmenden Brechern abdrehte, kam dicht im alten Kurs ein rotes Licht aus dem Schneetreiben hervor.

„Rot an Steuerbord“, schrie der Ausguck von der Back.

„Rot an Steuerbord“, gab der Zweite Offizier entseht weiter.

„Ruder hart backbord“, schrie der Kapitän, der die ganze Nacht auf der Brücke stand.

„Schiff steuert nicht mehr!“ meldete der Steuerer. Das fremde Schiff war ein Zwanzigtausender, der dicht vor uns in den Wellenbergen tanzte. Wäre nicht unsere Maschine durch den Heißkauer der e Minuten vorher so stehen gekommen, es wäre für alle Kommandos zu spät gewesen. In den Masten und Wanten heulte der Dran, daß weder hüben noch drüben Signale verstanden wurden. Plötzlich stand die Brücke des großen Schiffes schwindelnd hoch über unserem Bug. Wenige Meter vor uns stampfte der Dzantrieb durch die Brecher und verschwand ohne Zusammenstoß im Finstern. So war das. Ich bin nicht abergläubisch, meine Herren, seit dieser Neujahrnacht aber habe ich nie wieder eine Ratte erschlagen.

Menschen, die ihrem Doppelgänger begegneten

Tatsachenbericht von Hans Joachim Frohner

Dritte Fortsetzung

„Das ist mir gleichgültig! — Pak mich los, du dreifiger Grieche!“

Die Tür des Hinterzimmers wird aufgerissen. Mit zornrotem Gesicht erscheint „Blackie“, ein Freund der Frau Ruffel:

„Hallo, was gibt es Eunice?“

Der Wirt schüttelt den Kopf, wendet sich um und geht mit einem Schimpfwort hinter den Ladentisch. Aber kaum hat „Blackie“ das Schimpfwort gehört, da läuft er auch schon hinter dem Wirt her.

Ein kurzer, wütender Wortwechsel — dann kurz hintereinander drei ohrenbetäubende Schußbetonationen. Papakofas Kopf sinkt zur Seite und reißt den leblosen Körper nieder.

„Blackie hat den Wirt erschossen... Schreie und wildes Durcheinander. Jemandem schaltet das Licht aus.

Als einige Minuten später die Polizei am Tatort erscheint, ist der Mörder und mit ihm Frau Eunice Ruffel spurlos verschwunden. Dem Wirt ist nicht mehr zu helfen, er ist tot.

Da der Tatbestand klar zutage liegt, braucht man sich mit Untersuchungen nicht lange abzugeben und kann sich unverzüglich auf die Jagd nach dem Täter machen.

Überall im Staate Utah wird der Steckbrief gegen Jack „Blackie“ Gibson angeschlagen, eine hohe Belohnung wird ausgesetzt, der ganze Fahndungsapparat aufgebildet. Aber es ist alles vergeblich. Der Mörder ist verschwunden. In den Zeitungen wird das Publikum immer wieder von neuem aufgefordert, sich an der Suche nach dem Mörder zu beteiligen.

„Sucht Jack „Blackie“ Gibson, gelblichgelbe Figur, braune Hautfarbe, Nase leicht gebogen, scharfe Falten von der Nase zu den Mundwinkeln...“

„Wo „Jackie“ ist?“ Mr. Ruffel, der Ehemann der blonden Eunice Ruffel winkt ab. „Vergebliche Liebesmühe! Jackie ist über Berg und Tal und hat sich längst in Sicherheit gebracht!“

Er wird zunächst auch wirklich nicht erwischt.

Jahre vergehen. Im November 1922 ist die Bluttat verübt worden, am 30. Mai 1928 macht der Kellner Bill Phelps, ein Zeuge des Verbrechens an dem Griechen, eine sehr wichtige Beobachtung.

Er arbeitet augenblicklich in einer großen Frühstücksstube in der Innenstadt von Los Angeles. Wie er wieder einmal einem Gast einen Teller mit warmen Würstchen hinschiebt, hält er mitten in der Bewegung erstarret inne. Der Gast frust, blickt den Kellner überrascht an.

„Kennen Sie mich nicht?“ fragt Phelps.

„Nein, ich kann mich nicht erinnern!“

„Wirklich nicht?“

„Nein, ganz gewiß nicht, um was handelt es sich denn?“

Der Kellner zuckt die Achseln: „Ach, um nichts von Bedeutung. Er läßt den Gast nicht aus den Augen, fixiert ihn. Kein Zweifel, das ist niemand anderes als „Blackie“, der Mörder des alten Papakofas.“

„Hier scheint der Mörder zu wohnen, mal sehen, ob er noch zu Hause ist oder sich schon davon gemacht hat!“

Die Beamten treten in das Haus ein und finden den Besitzer gemächlich mit seiner Frau am Mittagstisch sitzen. Sie grüßen kurz. „Ist das der Gesuchte?“ fragen sie Phelps.

Der Kellner nickt. „Was gibt es?“ fragt der Mann am Mittagstisch und erhebt sich.

Die Beamten stellen fest, daß er wirklich eine gelblichgelbe Figur, dunkle Hautfarbe und tiefe Falten zwischen der leicht gebogenen Nase und den Mundwinkeln hat.

„Das werden Sie auf der Wache erfahren!“ antwortet man ihm. Der Mann ist zu Tode erschrocken.

„Na, Jackie“, empfängt ihn der Polizeioffizier, „gibst du zu, daß du Papakofas erschossen hast, oder verlegst du dich aufs Leugnen?“

„Was, ich soll jemanden erschossen haben? Hier muß ein Irrtum vorliegen. Ich habe noch nie einem Menschen etwas zu Leide getan!“

„Also du willst leugnen!“ stellt der Offizier kurz fest, „das wird dir aber wenig helfen!“ und zu Phelps gewendet: „Erkennen Sie diesen Mann hier ganz gewiß als den gesuchten Jack „Blackie“ Gibson wieder?“

„Ganz gewiß“, versichert Phelps eindringlich, „als Kellner erwirbt man sich doch im Laufe der Jahre einige Menschenkenntnis, und wenn einer unmittelbar neben mir einen anderen erschießt, dann werde ich sein Gesicht meinen Lebtag nicht vergessen und ihn unter Millionen Menschen herauskennen!“

„Aber ich heiße garnicht Gibson! Ich heiße doch Harry Oscar Philton und bin kanadischer Kriegsveteran!“ beteuert der Verhaftete.

Der Offizier nickt: „Ich will dir schon glauben, daß du dich so nennst, und vielleicht kannst du sogar Papiere mit diesem Namen vorlegen. Aber eine Zeugenauflage, wie die des Kellners Phelps hier, ist damit nicht aus der Welt zu schaffen!“

Zeuge gegen Zeuge.

Selbstverständlich bleibt Gibson alias Philton in Haft. Da sich noch eine zweite Zeugin meldet, die mit der gleichen Sicherheit wie Phelps den Verhafteten als den Mörder Papakofas wiedererkennt, wird unverzüglich in Helper in Utah der Mordprozess anberaumt. Es steht schlecht, sehr schlecht um den Zeugnenden.

Da ganz Helper „Jackie“ wiedererkennt und er doch darauf besteht, nie in seinem Leben nach Utah gekommen zu sein, und sich zur Zeit der Bluttat in Kanada aufgehalten haben will, erregt der Mordprozess weit über die Grenzen Utahs hinaus großes Aufsehen. Sollte der Mann wirklich einen Doppelgänger haben? — Aber das ist doch vollkommen unmöglich. Eine so große Ähnlichkeit ist doch ausgeschlossen!

Zeuge um Zeuge tritt vor den Richtertisch und identifiziert den Angeklagten als Jack „Blackie“ Gibson.

Die Zahl der Zeugen läßt sich beliebig erweitern! meint der Staatsanwalt. Aber das Gericht verzichtet schließlich.

Nun kommen die Entlastungszeugen zum Wort. Da ist zunächst die Aussage eines Offiziers der berühmten berittlenen kanadischen Polizei, der befundet, der Angeklagte sei wirklich der kanadische Kriegsveteran Harry Oscar Philton, daran gäbe es für ihn keinen Zweifel. Und für Philton habe die kanadische Polizei mühelos ein Alibi feststellen können. Er hat sich zur Zeit der Bluttat tatsächlich in Kanada aufgehalten.

„Sie sind also überzeugt, daß der Angeklagte in Jack „Blackie“ Gibson einen Doppelgänger hat?“ fragt der Richter den Zeugen.

Der Offizier zuckt die Achseln: „Ich kann mir anders die vielen Zeugenansagen und meine eigenen Beobachtungen und Feststellungen nicht zusammenreimen!“

Auch die Aussage des Schriftsachverständigen ist für den Angeklagten günstig. Er befundet, daß die Handschrift des Angeklagten mit der Gibsons zwar Ähnlichkeiten aufweise, aber doch nicht so genau übereinstimme, um den Schluß zuzulassen, es handle sich um ein und dieselbe Person.

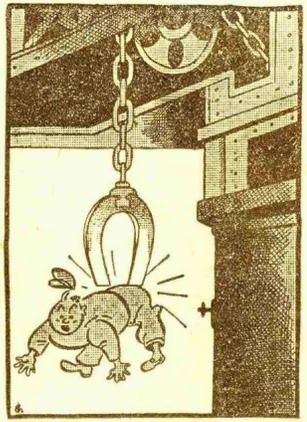
„Aber ich kann mir nicht vorstellen, schüttelt der Richter den Kopf, „daß sich so viele Zeugen irren sollten!“

Washington und die Siegesgöttin.

Und dann kommt die entscheidende dramatische Zeugenauflage:

Es meldet sich Mr. Harry Ruffel, der Ehemann jener Frau, um deren willen der Mord verübt wurde, und ehemalige Freund des Mörders. Er meint, er kenne Gibson sehr genau und könne mit großer Zuverlässigkeit feststellen, ob der Angeklagte ein Doppelgänger Gibsons sei.

Er tritt also vor den Angeklagten hin und fordert ihn auf, den Mund zu öffnen. Er betrachtet einen Augenblick den Gaumen des Angeklagten,



„Nie im Leben nehme ich mehr ein Eisenpräparat ein!“

nicht und läßt dann Philton den entblößten linken Unterarm vorzeigen.

„Der Angeklagte ist wirklich ein Doppelgänger Gibsons!“ ruft er, sich wieder dem Richter zuwendend. „Gibson hatte am Gaumen eine sehr charakteristische Narbe von einem Sturz. Diese Narbe ist bei Philton nicht vorhanden. Aber was noch wichtiger ist, Gibson hat sich einmal am linken Unterarm tätowieren lassen. Ich entfinne mich noch ganz deutlich dieser Tätowierung. Sie stellte Washington und die Siegesgöttin dar. Von dieser Tätowierung ist aber am Unterarm des Angeklagten nicht die geringste Spur zu entdecken!“

Jetzt ist die Unschuld Philtons erwiesen. Harry Oscar Philton wird wenige Minuten später freigesprochen. In seinem später von den kanadischen Behörden eingeleiteten Schadenersatz-Verfahren erhält er auch noch fünftausend Dollars zugesprochen.

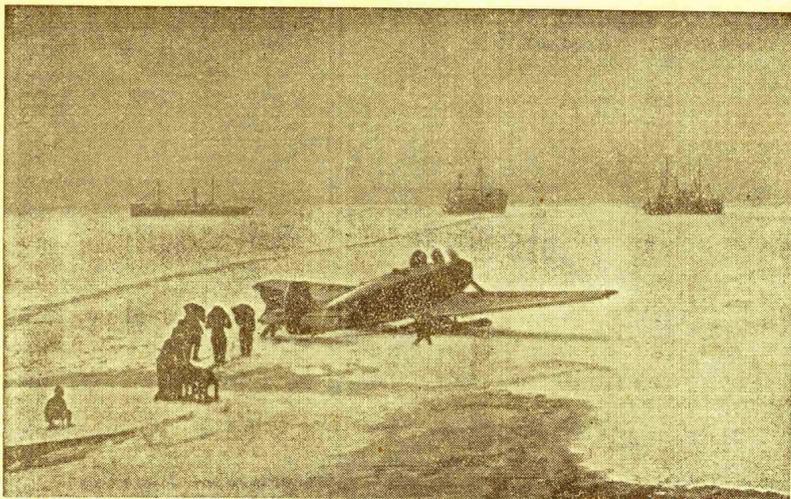
Die List des Staatsanwalts.

Aber wenn auch der Mordprozess mit einem Freispruch endet, so führt er doch zur Verhaftung des wahren Täters. Die Zeitungen berichteten sehr ausführlich über den merkwürdigen Fall des Doppelgängertums und betonten dabei auch die wichtige Rolle der Tätowierung. Gibson, der den Prozess ganz sicher verfolgt, so überlegt jetzt der Staatsanwalt, wird zu der Erkenntnis kommen, daß ihn seine Tätowierung sehr leicht verraten kann.

Und da macht der Staatsanwalt ihnen äußerst geschickten Schachzug. Er stellt sämtlichen Instituten, die sich mit der Entfernung von Tätowierungen befassen, Geld für Zeitungsinserate zur Verfügung und erteilt genau Verhaltensmaßregeln.

Knapp eine Woche später wird aus der kleinen Stadt Tonopah in Nevada gemeldet, daß der Mörder Papakofas verhaftet sei. Jack „Blackie“ Gibson ist tatsächlich in die Falle gegangen.

Wird fortgesetzt.



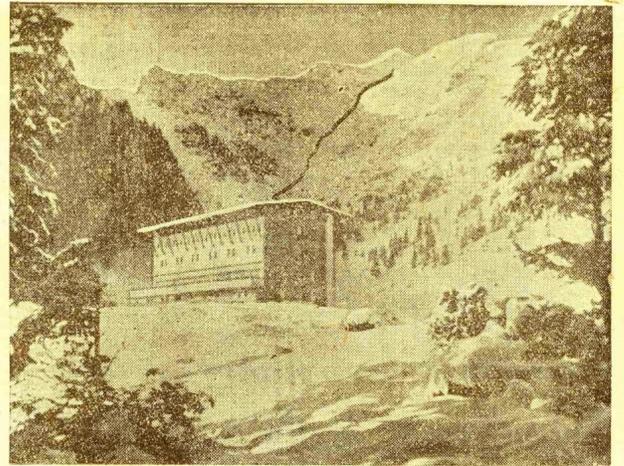
Mit den Rettungsfliegern im deutschen Eisnotgebiet — Eisnotdienst der Luftwaffe

Durch die scharfe Kälte wurden viele Schiffe im Eis festgehalten, so daß die Luftwaffe ihre Flugzeuge einsetzen mußte, um in zahlreichen Fällen die notwendigen Lebensmittel zu den in Eisnot geratenen Schiffen bringen zu können. — Das Bild zeigt ein Flugzeug, das vor seinem Start mit Lebensmitteln beladen wird.



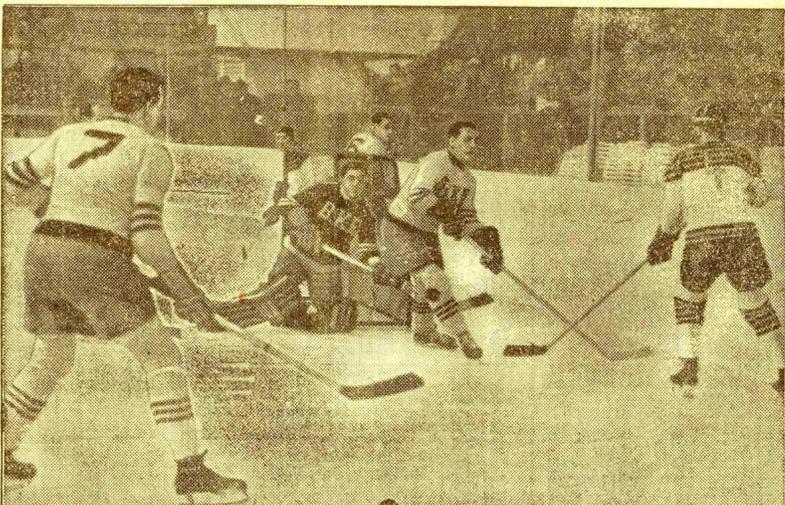
Das Ehrentreu der deutschen Mutter

Dieses Ehrentreu wird an Mütter mit vier bis fünf Kindern in Bronze, an Müttern mit sechs bis sieben Kindern in Silber und an Mütter mit acht und mehr Kindern in Gold verliehen.



Hier werden die nächsten Ski-Weltmeisterschaften ausgetragen

Die nächsten Ski-Weltmeisterschaften werden vom 10. bis 19. Februar in Polens weltberühmtem Wintersportgebiet Zakopane (Hohe Tatra) durchgeführt. — Die Abfahrtsstrecke führt vom 1900 Meter hohen Rajsprom in der auf unserem Bilde angezeigten Richtung in einen Talsattel. Die Piste ist oben offen und führt erst im letzten Abschnitt durch Waldschneisen. Im Vordergrund das Hotel Marciarcki.



Kampf um den Dr.-Mitter-von-Halt-Pokal

In Garmisch-Partenkirchen fanden die Eishockeykämpfe um den Dr.-Mitter-von-Halt-Pokal statt. Der NSG-Budapester schlug die Zehlendorfer Weipen mit 5:3. Hier sieht man eine Abwehrszene vor dem Budapester Tor.



Nationalsozialistischer Reichsbund für Leibesübungen

Der Führer und Reichskanzler hat dem bisherigen Reichsbund für Leibesübungen die Bezeichnung „Nationalsozialistischer Reichsbund für Leibesübungen“ (NSRL) verliehen und ihn zu einer von der NSDAP betreuten Organisation erklärt. An seiner Spitze steht der Reichssportführer, Staatssekretär v. Tschammer und Osten (unser Bild).



Jean Daladier spricht zu dem von ihm gegründeten Jugendverband

Der älteste Sohn des französischen Ministerpräsidenten, Jean Daladier, gründete einen neuen Jugendverband mit dem Namen „Jeunesse de l'Empire Français“.



Kölns Stadtwappen mit Narrenkappe auf der Briefmarke. Als Werbung für den Kölner Karneval hat der Reichspostminister in Köln Festpostmarken mit einem Bilde des Rosenmontagszuges am Ballaplatz von dem Kölner Künstler Kündell herstellen lassen. Die Karten sind mit einem besonderen Freimarkensstempel versehen.